



LÉON WERTH
33 TAGE
EIN BERICHT

MIT EINEM VORWORT VON **ANTOINE DE SAINT-EXUPÉRY**
UND EINEM NACHWORT VON PETER STAMM

S. FISCHER



Léon Werth

33 Tage

Ein Bericht

Aus dem Französischen von Tobias Scheffel

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

33 Tage voll Hunger und Sorgen, abgeschnitten von Nachrichten, in ständiger Angst. Hass, Ablehnung, Gleichgültigkeit, Dankbarkeit – die Gefühle erscheinen in extremen Formen.

Wie kein anderer erzählt der bekannte Autor Léon Werth in seinem einzigartigen Bericht darüber, was es bedeutet, auf der Flucht zu sein. Nachdem 1940 die deutschen Truppen in Frankreich eingefallen sind, fliehen Tausende Einwohner aus Paris. Unter ihnen auch Léon Werth und seine Frau. Sie hoffen, sich in unbesetztes Gebiet retten zu können. Aus einer geplanten achtstündigen Fahrt werden 33 Tage inmitten eines gewaltigen Exodus. Ein einzigartiger Text sowie eine zutiefst beeindruckende Betrachtung darüber, was in Zeiten von Krisen wahre Humanität ausmacht.

Erstmals ergänzt durch das bislang verschollene Vorwort seines engen Freundes Antoine de Saint-Exupéry.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Léon Werth(1878-1955) war ein französischer Schriftsteller und Kunstkritiker. Er war Pazifist, Linker, Stalinkritiker und Antikolonialist. Sein Roman ›Das weiße Zimmer‹ wurde 1913 für den Prix Goncourt vorgeschlagen. 1914 zog er als Soldat in den Ersten Weltkrieg. Seine Erlebnisse fasste er in der kriegskritischen Erzählung ›Clavel Soldat‹ zusammen, die einen Skandal auslöste. 1931 machte er die Bekanntschaft von Antoine de Saint-Exupéry, woraus sich eine große Freundschaft entwickelte. Saint-Exupéry widmete ihm sein bekanntestes Werk, ›Der Kleine Prinz‹. Das Manuskript zu ›33 Tage‹ war bis 1992 verschollen, das Vorwort von Antoine de Saint-Exupéry wurde erst 2014 in einem New Yorker Archiv entdeckt.

Antoine de Saint-Exupéry, geboren am 29. Juni 1900 in Lyon, entstammte einem alten französischen Adelsgeschlecht. Mit 21 Jahren trat er in den zivilen Luftdienst ein und emigrierte im Zweiten Weltkrieg in die USA. 1928 debütierte er mit dem Roman ›Südkurier‹, in dem er wie auch in den nachfolgenden Werken vor allem auf eigene Erlebnisse zurückgreift. Weltberühmt wurde Antoine de Saint-Exupéry mit ›Der kleine Prinz‹. Am 31. Juli 1944 wurde sein Flugzeug über dem Mittelmeer abgeschossen, von ihm blieb über 50 Jahre keine Spur.

Tobias Scheffel, 1964 in Frankfurt am Main geboren, studierte Romanistik, Geschichte und Geographie an den Universitäten Tübingen, Tours (Frankreich) und Freiburg. Seit 1992 arbeitet er als literarischer Übersetzer aus dem Französischen und lebt in Freiburg im Breisgau. 2011 wurde er für sein Gesamtwerk mit dem Sonderpreis des Deutschen Jugendliteraturpreises ausgezeichnet.

Peter Stamm, geboren 1963, studierte einige Semester Anglistik, Psychologie und Psychopathologie und übte verschiedene Berufe aus, u.a. in Paris und New York. Er lebt in der Schweiz. Seit 1990 arbeitet er als freier Autor. Er schrieb mehr als ein Dutzend Hörspiele. Seit seinem Romandebüt ›Agnes‹ 1998 erschienen vier weitere Romane, fünf Erzählungssammlungen und ein Band mit Theaterstücken. Zuletzt erschienen der Roman ›Nacht ist der Tag‹ und unter dem Titel ›Die Vertreibung aus dem Paradies‹ seine Bamberger Poetikvorlesungen.

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de

Impressum

Covergestaltung: buxdesign, München

Erschienen bei FISCHER E-Books

Die französische Originalausgabe erschien 1992
unter dem Titel »33 Jours« im Verlag Editions Viviane Hamy,
Paris

© Editions Viviane Hamy 1992

Für das Vorwort von Antoine de Saint-Exupéry:

© Succession Saint-Exupéry

Für die deutschsprachige Ausgabe und das Nachwort von Peter
Stamm:

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114, D-60596
Frankfurt am Main

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2016

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu
unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen
Textes kommen.

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

ISBN 978-3-10-403752-3

Dieses E-Book ist urheberrechtlich geschützt.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Hinweise des Verlags

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Im Text enthaltene externe Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstleister zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Dieses E-Book enthält möglicherweise Abbildungen. Der Verlag kann die korrekte Darstellung auf den unterschiedlichen E-Book-Readern nicht gewährleisten.

Wir empfehlen Ihnen, bei Bedarf das Format Ihres E-Book-Readers von Hoch- auf Querformat zu ändern. So werden insbesondere Abbildungen im Querformat optimal dargestellt. Anleitungen finden sich i.d.R. auf den Hilfeseiten der Anbieter.

Inhalt

Brief an den Freund

I

II

Motto

1. Von Paris nach Chapelon.

2. Von Chapelon an die Loire.

3. Les Douciers.

4. Chapelon unter der Knute

5. Der Koloss.

Nachwort von Peter Stamm

Brief an den Freund

I

Als ich im Dezember 1940 auf dem Weg in die Vereinigten Staaten Portugal durchquerte, kam mir Lissabon wie ein helles und trauriges Paradies vor. Man sprach dort zu jener Zeit viel von einer unmittelbar bevorstehenden Invasion. Portugal klammerte sich an einen Anschein von Glück. Lissabon, das die wunderbarste Ausstellung der Welt [1] aufgebaut hatte, hatte nun ein etwas blasses Lächeln im Gesicht, wie jene Mütter, die keine Nachrichten von ihrem Sohn an der Front haben und sich bemühen, ihn durch ihr Vertrauen zu retten: »Mein Sohn lebt, weil ich lächle ...« So sagte Lissabon: »Schaut her, wie glücklich und friedlich und erleuchtet ich bin ...« Der ganze Kontinent lastete auf Portugal wie eine wilde Berglandschaft voll räuberischer Horden. Das festliche Lissabon schien Europa herauszufordern: »Kann man mich zur Zielscheibe nehmen, wenn ich mir so viel Mühe gebe, mich nicht zu verstecken! Wenn ich so verletzlich bin! Wenn ich so glücklich bin ...«

Die Städte bei mir zu Hause waren aschgrau. Ich war es nicht mehr gewohnt, nachts den kleinsten Schimmer zu sehen,

und diese strahlende Hauptstadt verursachte in mir ein seltsames Unbehagen. Wenn das umliegende Viertel finster ist, ziehen die Diamanten in einem zu hell erleuchteten Schaufenster die Herumtreiber an. Man kann spüren, dass sie ihre Runden drehen. In Lissabon empfand ich die Last der europäischen Nacht, die bevölkert war von unbestimmten Monstern. Umherirrende Bombengeschwader würden diesen Schatz vielleicht wittern.

Aber Portugal schenkte den Monstern keine Beachtung, ignorierte sie mit aller Kraft. Portugal sprach über Kunst mit fast verzweifelter Zuversicht. Würde jemand wagen, ein Land zu vernichten, das die Kunst so sehr verehrte? Man hatte alle Kostbarkeiten hervorgeholt, um sie zu zeigen. Würde jemand wagen, dieses Land in all seiner Pracht zu vernichten? Portugal präsentierte seine großen Geister. Mangels einer Armee, mangels Kanonen stellte es dem stählernen Gerät der Angreifer seine steinernen Wächter entgegen: die Dichter, die Forscher, die Konquistadoren. Wo es keine Armee gab, musste die Vergangenheit, die Geschichte des Landes den Eindringlingen den Weg versperren. Würden sie wagen, ein Land mit einem so grandiosen Erbe zu vernichten?

So irrte ich jeden Abend voller Melancholie durch diese Ausstellung von erlesenstem Geschmack, in der alles nahezu perfekt war, bis hin zur diskreten und mit viel Takt ausgewählten Musik, die sich sanft über die Gärten ergoss wie das einfache Lied eines Brunnens. Würde man dieses wunderbare Gefühl für das Maß auf der Welt zerstören?

Und ich fand Lissabon hinter seinem verzweifelten Lächeln, trauriger als meine dunklen Städte.

Ich kannte – wie Sie vielleicht auch – jene etwas seltsamen Familien, die am Tisch den Platz für einen Verstorbenen freihielten. Sie weigerten sich, den Tod zu akzeptieren. Aber ich hatte nicht den Eindruck, dass ihnen dies ein Trost war. Man muss die Toten Tote sein lassen. Nur so können sie in ihrer Rolle als Tote eine andere Form der Anwesenheit finden. Jene Familien verzögerten bloß ihre Rückkehr. Sie machten ewig Abwesende aus ihnen, Freunde, die sich bis in alle Ewigkeit verspätet haben. Sie tauschten die Trauer gegen ein inhaltsleeres Warten. Und ihre Häuser schienen mir in ein nicht endendes Unwohlsein getaucht, das auf ganz andere Art traurig war als der Kummer. Henri Guillaumet war der letzte Freund, den ich verlor. Er wurde abgeschossen, während er Post nach Syrien flog. Mein Gott, ich habe ihn zu den Toten gelegt. Er wird sich nicht mehr verändern. Er wird nie mehr anwesend sein, aber er wird auch nie abwesend sein. Ich habe sein Gedeck von meinem Tisch entfernt, diese unnötige Falle, in die er nicht gegangen ist, und ich habe einen wirklichen toten Freund aus ihm gemacht.

Portugal versuchte, an das Glück zu glauben, indem es dessen Gedeck nicht vom Tisch entfernte, ihm seine Lampions und seine Musik ließ. Man spielte in Lissabon verzweifelt das Glück, um Gott und die Welt zu täuschen.

Aber was Lissabon vor allem zu einer so traurigen Stadt machte, waren gewisse Flüchtlinge, nicht die Geächteten auf

der Suche nach etwas vorübergehender Sicherheit, sondern jene, die – das Unglück der Ihren leugnend – ihre Länder für immer verlassen hatten.

Da ich in der Stadt kein Zimmer fand, wohnte ich in Estoril, in der Nähe des Kasinos. Ich kam direkt aus dem Kriegsgeschehen, meine Gruppe hatte die Überflüge über Deutschland während neun Monaten nie eingestellt und in der einzigen deutschen Offensive drei Viertel ihrer Ausrüstung verloren. Wieder zu Hause, hatte ich die triste Atmosphäre der Sklaverei und die Bedrohung des Hungers kennengelernt. Ich hatte die düsteren Nächte unserer Städte durchlebt. Und jetzt sah ich, wie sich, nur zwei Schritte von meinem Hotel entfernt, jeden Abend das Kasino mit Geistern bevölkerte. Lautlose Cadillacs, die so taten, als führen sie irgendwohin, luden diese Phantome auf dem feinen Sand der Einfahrt ab. Sie waren festlich angezogen wie früher, zeigten ihr Plastron, ihre Perlen. Sie hatten sich gegenseitig eingeladen zu Dinern von Statisten, während denen sie sich nichts zu sagen haben würden.

Sie spielten, je nach ihren Mitteln, Roulette oder Baccara. Manchmal ging ich hin, um sie zu beobachten. Ich empfand weder Entrüstung noch ein Gefühl von Ironie, sondern eine vage Angst, wie sie einen im Zoo befällt, wenn man vor dem Käfig eines vom Aussterben bedrohten Tieres steht. Sie richteten sich an den Tischen ein, sie drängten sich um einen strengen Croupier und bemühten sich, Hoffnung zu empfinden, Angst, Verzweiflung, Verlangen und Jubel. Als seien sie lebendig. Sie spielten mit Vermögen, die vielleicht in derselben

Minute bedeutungslos geworden waren. Sie benutzten Währungen, die es vielleicht schon nicht mehr gab. Die Wertpapiere in ihren Tresoren stammten womöglich von Firmen, die bereits konfisziert worden waren oder durch Lufttorpedos in Schutt und Asche gelegt. Sie stellten Wechsel aus auf den Sirius. Sie klammerten sich an der Vergangenheit fest und bemühten sich, an die Berechtigung ihres Fiebers zu glauben, an die Deckung ihrer Schecks, an die Unabänderlichkeit ihrer Absprachen. Als habe nichts auf der Welt schon vor Monaten zu zerbrechen begonnen. Es hatte etwas Unwirkliches. Es kam mir vor wie ein Ballett von Puppen. Aber es war traurig.

Sie empfanden zweifellos nichts davon. Ich ließ sie zurück und ging ans Ufer des Meeres, um durchzuatmen. Und dieses Meer von Estoril, dieses Meer eines Badeorts, dieses gezähmte Meer schien mir ebenfalls Teil des Spiels zu sein. Es schob eine weiche Welle in den Golf, die im Licht des Mondes leuchtete und aussah wie die Schleppe eines Ballkleids in der Nachsaison.

Ich traf meine Flüchtlinge wieder auf dem Ozeandampfer. Auch die Atmosphäre auf diesem Dampfer verursachte mir ein leichtes Gefühl der Beklemmung. Von den Menschen, die das Schiff von einem Kontinent auf den anderen verfrachtete, wurde verlangt, ihr Leben neu zu beginnen. Ich sagte mir: »Ich will gerne ein Reisender sein, aber ich will kein Emigrant sein. Ich habe, als ich klein war, viel gelernt. Ich will dieses Wissen nutzen.« Aber da waren meine Flüchtlinge, die ihre Adressbüchlein aus den Taschen zogen, die Überreste ihrer

Identität. Sie taten so, als seien sie wer weiß wer. Mit aller Kraft klammerten sie sich an diese Reste von Bedeutung. »Wissen Sie, ich bin der und der«, sagten sie. »Ich bin aus dieser oder jener Stadt, der Freund von dem oder jenem ... kennen Sie ihn?«

Und sie erzählten mir die Geschichte eines Freundes oder einer Verantwortung, die sie trugen, die Geschichte eines Fehlers, den sie begangen hatten, oder irgendeine andere Geschichte, die sie mit irgendetwas anderem verband. Aber da sie sich in ein neues Land begaben, würde ihnen nichts von dieser Vergangenheit mehr nützen. Die Erinnerungen waren noch ganz warm, ganz frisch, ganz lebendig, wie jene an eine vergangene Liebe es sind. Man macht daraus ein Paket aus Liebesbriefen, man bindet sie sorgfältig zusammen, fügt einige Erinnerungen hinzu. Und zunächst erfüllt einen dieses kleine Paket mit einer bezaubernden Melancholie. Dann geht eine hübsche Blondine mit blauen Augen vorbei, und das Paket verliert seine Bedeutung. Auch der Freund, die Verantwortung, die Stadt, aus der man kommt, die Erinnerungen an das Haus, in dem man gelebt hat, verblassen, wenn sie uns zu nichts mehr dienen ...

Sie spürten es wohl. Wie Lissabon das Glück spielte, spielten sie den Glauben, bald zurückzukehren. Die Abwesenheit ist für den verlorenen Sohn leicht zu ertragen: Es ist eine falsche Abwesenheit, denn hinter ihm bleibt sein Haus zurück. Ob man im Nebenzimmer ist oder auf der anderen Seite der Welt, macht keinen großen Unterschied. Die Gegenwart dessen, der sich scheinbar weit entfernt hat, kann größer sein als vor

seinem Abschied. Es ist die Gegenwart der Gebete. Nie habe ich mein Haus mehr geliebt als in der Sahara. Nie waren Frauen präsenter als die Verlobten der bretonischen Seeleute des 16. Jahrhunderts, wenn diese das Kap Hoorn umsegelten und ergrauten vor einer Mauer von Gegenwinden. Schon während sie lossegelten, fingen sie an zurückzukehren. Sie bereiteten ihre Rückkehr vor, indem sie mit ihren schweren Händen die Segel setzten. Der kürzeste Weg vom bretonischen Hafen nach Hause zur Verlobten führte um das Kap Hoorn. Aber meine Flüchtlinge hier kamen mir vor wie bretonische Seeleute, denen man die Verlobte weggenommen hat. Keine bretonische Verlobte zündete mehr für sie im Fenster ihre bescheidene Lampe an. Sie waren alles andere als verlorene Kinder. Sie waren verlorene Kinder ohne Heim. So fängt eine wirkliche Reise an, die uns aus uns hinausführt.

Wie sich sammeln? Wie das dichte Gewebe der Erinnerungen in sich wiederherstellen? Dieses Geisterschiff war wie der Limbus, gefüllt mit Seelen, die erst geboren werden sollten. Nur jene Figuren schienen real zu sein, die zum Schiff gehörten, so real, dass man sie mit dem Finger hätte berühren mögen. Geadelt durch ihre Funktion, trugen sie Teller herum, polierten das Kupfer, putzten Schuhe. Und bedienten die Toten mit leiser Verachtung. Es war kaum ihre Armut, die den Flüchtlingen die Geringschätzung des Personals einbrachte. Es war nicht Geld, was ihnen fehlte, sondern Gewicht. Sie waren nicht länger der Mann aus diesem oder jenem Haus, der Mann mit diesem Freund oder mit jener Verantwortung. Sie

spielten noch ihre Rollen, aber die stimmten nicht mehr. Niemand brauchte sie, niemand würde sie um etwas bitten. Wie wunderbar das Telegramm doch ist, das einen durcheinanderbringt, einen mitten in der Nacht aufstehen und zum Bahnhof eilen lässt: »Mach schnell! Ich brauche dich!« Man findet leicht Freunde, die einem helfen, aber es dauert lange, sich Freunde zu schaffen, die einen um Hilfe bitten. Natürlich hasste niemand meine Geisterwesen, niemand beneidete sie, niemand belästigte sie. Aber es liebte sie auch niemand mit der einzigen Liebe, die zählt. Ich sagte mir: Sie werden nach ihrer Ankunft beschäftigt sein mit Begrüßungscocktails, mit tröstenden Dinners, sie werden vom großzügigen Amerika den hilfsbereitesten Empfang erhalten. Man kann dort an alle Türen klopfen und bitten und empfangen. Aber wer würde an ihre Türen klopfen, um empfangen zu werden? »Mach auf! Ich bin es!« Man muss ein Kind lange stillen, bevor es nach der Brust verlangt. Man muss einen Freund lange pflegen, bevor er seine freundschaftlichen Rechte einfordert. Generationen müssen sich mit der Instandsetzung des zerfallenden Schlosses ruiniert haben, um es lieben zu lernen.

Fußnoten

[1] Die *Exposição do Mundo Português*, die von Juni–Dezember 1940 dauerte und an der sich neben Portugal und seinen Kolonien Brasilien als einziges unabhängiges Land präsentierte.

II

Ich sagte mir also: »Das Wesentliche ist, dass irgendwo etwas von dem bleibt, was einen am Leben erhalten hat. Und die Gebräuche. Und die Familienfeste. Und das Haus der Erinnerungen. Und dies und das ... Das Wesentliche ist, für die Rückkehr zu leben.« Und ich fühlte mich in meinem Innersten bedroht von der Empfindlichkeit der entfernten Orientierungspunkte, von denen ich abhing. Ich befürchtete, eine wahre Wüste kennenzulernen, und begann, ein Geheimnis zu verstehen, das mich lange beschäftigt hatte.

Ich habe drei Jahre in der Sahara gelebt. Auch ich habe, wie so viele vor mir, über ihre seltsame Macht sinniert. Wer das Leben in der Sahara kennengelernt hat, wo alles nur Einsamkeit und Not zu sein scheint, wird sich doch nach diesen Jahren zurücksehnen, die ihm als die schönsten seines Lebens erscheinen werden. Die Worte »Sehnsucht nach dem Sand, Sehnsucht nach der Einsamkeit, Sehnsucht nach dem Raum« sind nur literarische Floskeln und erklären nichts. Aber jetzt, auf einem überfüllten Dampfer, auf dem die Passagiere einer über den anderen gestapelt waren, schien ich die Wüste zum ersten Mal zu begreifen.

Sicherlich bietet die Sahara, so weit das Auge reicht, nichts als eintönigen Sand, oder besser steinige Ebenen, denn Dünen sind dort die Ausnahme. Nichts Sichtbares regt sich. Man ist

von allem, was man liebt, getrennt. Man badet im immer gleichen Zustand der Langeweile. Aber dennoch bauen dort unsichtbare Gottheiten ein Netz von Richtungen, von Neigungen, von Zeichen, eine geheimnisvolle lebendige Muskulatur. Die Eintönigkeit verschwindet. Alles richtet sich aus. Selbst eine Stille gleicht nicht mehr der anderen.

Es gibt eine Stille des Friedens, wenn die Stämme versöhnt sind, wenn der Abend Kühle bringt und es scheint, als habe man in einem ruhigen Hafen angelegt und die Segel eingeholt. Es gibt eine Mittagsstille, wenn in der Sonne alle Gedanken und alle Bewegung aussetzen. Es gibt die falsche Stille, wenn der Nordwind sich gelegt hat und Insekten erscheinen, die – wie Blütenstaub aus den Oasen im Inneren der Wüste herausgerissen – einen Sandsturm aus dem Osten ankündigen. Es gibt die Stille eines eingefädelten Komplotts, wenn man weiß, dass es in jenem entfernten Stamm gärt. Es gibt die geheimnisvolle Stille, wenn sich zwischen den Arabern ein unverständliches Getuschel anknüpft. Es gibt eine gespannte Stille, wenn sich die Rückkehr des Boten verzögert. Eine durchdringende Stille, wenn man in der Nacht den Atem anhält, um besser hören zu können. Eine melancholische Stille, wenn man sich an einen geliebten Menschen erinnert.

Alles zieht die Aufmerksamkeit auf sich. Jeder Stern legt eine Richtung fest. Jeder ist wie der Stern der drei Weisen, jeder dient seinem Gott. Jener zeigt in die Richtung eines fernen Brunnens, der schwer zu erreichen ist. Und die Weite, die uns von diesem Brunnen trennt, wiegt schwer wie ein Bollwerk.

Jener zeigt in die Richtung eines versiegten Brunnens. Und der Stern selbst scheint trocken zu sein. Und die Weite, die uns vom versiegten Brunnen trennt, hat keine Neigung. Jener andere Stern dient als Führer zu einer unbekannten Oase, von der uns die Nomaden gesungen haben, aber die wir wegen der Aufständischen nicht erreichen können. Und der Sand, der uns von der Oase trennt, ist bedeckt mit Märchen. Jener zeigt in die Richtung einer weißen Stadt im Süden, köstlich scheint sie, wie eine Frucht, in die man beißt. Jener schließlich zeigt in die Richtung des Meeres.

Noch weiter entfernte Pole magnetisieren diese Wüste: ein Haus in Frankreich, das im Gedächtnis lebendig geblieben ist. Ein lange vergangenes Essen mit Kameraden. Ein Freund, von dem man nichts weiß, außer dass es ihn gibt.

So fühlt man sich gespannt und belebt durch das Kraftfeld, das einen anzieht oder abstößt, einen fordert oder sich einem widersetzt. Man steht auf festem Grund, ist sich seiner Sache sicher, ist am richtigen Ort im Zentrum der Himmelsrichtungen.

Und da die Wüste keinen greifbaren Reichtum bietet, da es in der Wüste nichts zu sehen und nichts zu hören gibt und das innere Leben dadurch alles andere als einschläft, sondern sich im Gegenteil noch verstärkt, ist man gezwungen zu erkennen, dass der Mensch vor allem von unsichtbaren Strukturen bewegt wird. Der Mensch wird vom Geist bestimmt. In der Wüste habe ich den Wert, den meine Götter haben.

Ob in der Sahara oder anderswo, es gibt überall unsichtbare Kraftlinien, die den Raum für uns beleben. Wie wenn ich in der Wüste das Gefühl von Weite habe, weil ein weit entfernter Brunnen etwas ausstrahlt. Wie wenn ich in den Bergen ein Gefühl der Leere habe, weil mich die Schwerkraft nach unten zieht. Wenn ich also an Bord dieses traurigen Schiffes reich bin an Orientierungspunkten, an magnetischen Polen, dann bin ich es unter anderem dank des Hauses von Léon Werth. Denn Léon Werth ist mein Freund.

Frankreich ist keine abstrakte Göttin. Frankreich ist kein Geschichtsbuch. Frankreich ist keine Weltanschauung. Frankreich ist ein Leib, von dem ich abhängе, ein Netz von Verbindungen, die mich bestimmen, eine Gesamtheit von Polen, die das Fundament der Neigungen meines Herzens bilden. Darum bin ich davon abhängig, dass jene, zu denen ich gehöre, mich überdauern werden. Ich brauche sie, um meine Orientierung nicht zu verlieren. Wie sonst wüsste ich, wohin oder zu was ich zurückkehren soll. Deshalb, Léon Werth, hatte ich während meiner Überfahrt ein so starkes Bedürfnis, mich deiner zu versichern in jenem Haus im Jura, das ich gut kenne. Um mir eine der Himmelsrichtungen meiner Welt zu erhalten.

Nur wenn ich im weiten Reich deiner Freundschaft spazierte, das keine Grenzen kennt, konnte ich mich als Reisender fühlen statt als Emigrant. Denn die Wüste ist nicht da, wo man sie vermutet. Die Sahara ist lebendiger als eine Hauptstadt, und die lebendigste Stadt wird zur Wüste, wenn die wichtigen Pole unseres Lebens entmagnetisiert sind.